Eine Elephantenjagd : ein Brief aus dem Innern Afrikas

Autor(en): **Hepp, J.**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizerische Gehörlosen-Zeitung**

Band (Jahr): **35 (1941)**

Heft 24

PDF erstellt am: **31.05.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-925776

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Die Probezeit verlief günstig. Mit der Hand und mit den Augen arbeitete Paul leicht und rasch. Doch das Sprechen fiel ihm schwer. Auch verstand er oft den Meister falsch, weil er an dessen Mundbild noch nicht gewöhnt war. Die Kehle trocknete ihm fast aus, wenn er halbe Tage lang nicht zum Sprechen kam. Mit Bedauern nahm seine Beschützerin wahr, daß die Sprechfertigkeit abnahm. Auf ihren Wunsch war sie einmal bei der Arbeit anwesend und erklärte ihm die verschiedenen Ausdrücke seiner Tätigkeiten, der Materialien und Werkzeuge, welche gebraucht wurden. Dafür war auch der Geschäftsherr dankbar. Nach Verlauf der Lehrzeit wurde Paul in diesem Geschäft angestellt, stets besorgt von seiner treuen Pflegemutter. (Schluß folgt.)

Eine Elephantenjagd.

Ein Brief aus dem Innern Afrikas.

Mein Sohn richtet in Afrika eine Farm ein. Er pflanzt allerlei Heilpflanzen. Die Farm liegt am obern Kongo. Mitten in Afrika, südwestlich vom Viktoriasee. Dort ist noch ganz wildes Land, bergig und hochgelegen wie das Oberengadin. Es gibt keine Straßen, keine Eisenbahn, keine Städte. Auch keine Läden, wo man Lebensmittel, Geräte usw. kaufen kann.

Ein Elefant zerstörte im letzten Sommer einen Teil der Pflanzung. Mein Sohn mußte ihn leider erschießen. Er berichtet: Zum ersten Mal im Leben einem erwachsenen Elefanten zu begegnen, in freier Wildnis auf 50 Meter Abstand, das macht einen gewaltigen Eindruck. So ein mächtiges Tier ist wie ein lebendiger Tank. Angst verspürte ich keinen Augenblick. Ruhig und sicher gab ich zwei Schüsse ab. Schon der erste wirkte tötlich. Das Tier schleppte sich noch einige hundert Meter in den Busch*) hinein. Mein Begleiter und ich ihm nach, bis er zusammenbrach. Staunend standen wir vor dem toten Riesen. Der Kerl tat mir wirklich leid.

Er war sicher größer als der Elefant im zoologischen Garten auf dem Zürichberg. Er hatte, wie alle afrikanischen Elefanten, großmächtige Ohren. Wie Tischplatten so groß. Der Rüssel dagegen war auffallend klein. Auch die Stoßzähne schienen mir im Verhältnis zu den übrigen Körpermassen klein zu sein. Sie maßen 165 Zentimeter und hatten die Dicke meiner Unterschenkel.

Bereits begann es zu dunkeln. Die Dämmerung dauert hier in den Tropen nur kurze Zeit. Wir befanden uns etwa dreieinhalb Kilometer von meiner Wohnung entfernt. Noch fehlen die sichern, leicht gangbaren Wege. An Heimkehr war also nicht zu denken. Rasch war es kühl geworden. Wir waren gar nicht zum Uebernachten eingerichtet. Wir hatten weder Wolldecken noch Zelte mitgenommen. Hätten wir wenigstens Buschmesser bei uns gehabt. Dann hätten wir schnell eine Hütte zum Uebernachten gebaut. Nur mein Regenmantel schützte mich ein wenig. So war ich froh um das Feuer, das meine Begleiter anzündeten.

Wir hatten alle Hunger. Und die reiche Beute lockte. Aber ich hatte nur mein kleines Taschenmesser bei mir. Der einzige Dolch, den wir mitgenommen, war in der Aufregung verloren gegangen. Sollten wir nun mit leerem Magen zu schlafen versuchen? Das hätten meine Neger nicht verstanden. Es gelang ihnen mit dem Messerchen Fleisch aus einem Schenkel herauszuschneiden. Stücklein um Stücklein. War das eine Arbeit! Stellt Euch vor: Die Haut drei Zentimeter dick und die Messerklinge nur 5 Zentimeter lang. An Stecken schmorten sie das Fleisch im Feuer. Und nun merkte ich erst, was für wilde Kerls die hiesigen Neger noch sind. Sie warteten nicht, bis das Fleisch durchgebraten war. Halb roh zerrissen sie es mit ihren Zähnen. Und schmatzten laut dabei. Ihre Hände troffen von Blut. Eine unglaubliche Geschichte für mich. Auch Euch hätte sicher gegraust.

Immer wieder machte mein Messerchen die Runde. Bis jeder seine zwei, drei Pfund Fleisch im Leibe hatte. Bald waren die meisten müde und bequem geworden. Sie warteten nicht mehr, bis das Fleisch angebraten war. Sie steckten es roh in den Mund, bissen mit den Zähnen fest hinein und schnitten mit dem Messer vor dem Munde durch. Schade, daß ich keine Aufnahme machen konnte! Kauende, schmatzende Neger mit verschmierten Händen und Gesichtern um das nächtliche Feuer herum. Das hätte einen Film gegeben.

Unterdessen war es halb zehn geworden. Eng um das Feuer herum kauerten wir uns nieder. Doch der Boden war feucht und kalt. Der Schlaf wollte sich nicht einstellen. Nach Mitternacht wurde die Luft milder. Da schliefen wir endlich ein. Aber schon nach einer

*) Niedriger, dichter Wald.

Stunde wachten wir auf. Wir froren. Das Feuer war zusammengesunken. Wir fachten es von neuem an und drehten ihm bald den Rücken, bald die Vorderseite zu, um am ganzen Leib warm zu bekommen. Nachher schliefen wir wieder ungefähr eine Stunde. Endlich, endlich begann es zu dämmern. Rasch wollten wir heimkehren. Und von unserm Jagdglück erzählen.

Olga*) wußte, daß ich nicht weit war. Als ich am Abend nicht heimkehrte, bekam sie Angst. Am frühen Morgen schickte sie den Infirmier, den Krankenwärter der Farm, um mich zu suchen. Bei der Pflanzung stieß er zu uns. Wir zeigten ihm den Elefanten. Da konnte auch er sich nicht mehr halten. Er zog sein Messer und schnitt sich ein großes Stück Fleisch heraus. Doch wollten wir keine Zeit mehr verlieren. Da aß er es wie es war, ganz roh. Und doch ist er der „kultivierteste Neger", den ich habe.

Noch am gleichen Tage verteilte ich die Beute. 14 Mann besorgten die Metzgete. Man sah wohl, daß sie Uebung im Zerlegen von Wild hatten. Vier Mann nahmen die Eingeweide heraus. Das gab einen Haufen, zweimal so groß wie eine Kuh. Andere schnitten die Hinterschenkel heraus, wieder andere die Vorderschenkel; und eine vierte Gruppe machte sich an den Kopf. Unsere Aexte und Messer wurden ganz schartig dabei. Denn Elefantenknochen sind sehr hart.

Nachher ging es ans Verteilen. Jeder der 300 Mann erhielt ein Stück fettes Fleisch, ein Stück mageres und etwas Eingeweide. Auf einen traf's etwa 10 Kilogramm. Der Elefant hatte also ungefähr 3500 Kilogramm gewogen. Rings um die Fleischhaufen hielten die Aufseher Wache. Ich selbst half auch wachen. Mit einem Riesenstecken hielt ich die Zudringlichsten fern. Einer nach dem andern wurde aufgerufen. Gierig rafften sie ihren Anteil zusammen. O liebe Els*), Dir wäre es schlecht geworden bei dem Anblick. Und ein Gerüchlein gab's!

Nun ist von dem Riesentier nichts, rein gar nichts mehr zu sehen. Alles ist verschwunden, sogar die großen Knochen und die dicke Haut. Heute, zwei Tage nach dem Schuß, ist wahrscheinlich die Unmenge Fleisch schon ganz aufgegessen. Die Stoßzähne habe ich bereits an die Behörde abgegeben. Im Amtsgebäude liegen sie nun numeriert und registriert*).

Gegenwärtig leben noch mehrere Elefanten in der Nähe unserer Farm. Glücklicherweise haben sie uns bis heute noch nie gestört. Auch an andern wilden Tieren fehlt's hier nicht. Auf der Nachbarplantage sind Panther bis zu den Wohnhäusern gekommen. Und innerhalb einer Woche erlegten sie drei Stück.

Damit will ich abbrechen mit dem Bericht. Wenn's Freude macht, erzähl ich gern ein andermal mehr vom Leben auf der Farm, wo mein Sohn lebt.

Joh. Hepp, Zürich.

*) Die Frau meines Sohnes.

**) Eine meiner Töchter, die kein Fleisch ißt.

*) In ein Buch eingetragen mit Angaben über Ort und Zeit des Schusses, den Jäger usw.

Das schlechte Gewissen.

Wir Schweizer haben es — gestehen wir es nur offen und dankbar — gottlob noch immer gut. Es fehlt uns nicht an Kleidern, Wäsche, Nahrung und Obdach. Werfen wir unsere Blicke über die Grenze, so merken wir wohl, daß man draußen manches, ja vieles entbehren muß, dieweil man Krieg führt. Der Hauptkampf tobt seit Wochen zwischen Deutschland und Rußland. Der Winter ist eingezogen, und das Ringen um den Sieg geht weiter. Wann und wie wird es enden? Schon haben die Norweger die Wolldecken, die wasserdichten Lederjacken, die Zelte und Skier opfern müssen für das kämpfende deutsche Heer. Aber auch für die Russen wird gesorgt werden. Wir alle in der Schweiz fühlen mit den armen Soldaten auf beiden Seiten; denn alle wären heilfroh, wenn der Greuel des unseligen Krieges endlich aufhörte. Darum hat die Schweiz als Friedensinsel ihre Mission erkannt: sie will lindernd beispringen, Wunden verbinden, verlassene Kinder aufnehmen, kurz: Samariterdienste leisten.

Und trotzdem wir es in der Schweiz noch gut haben, wird viel gestohlen. Nichts ist mehr sicher! So sind Landwirten auf offenem Felde des Nachts Aehren in großer Menge ab den Halmen abgeschnitten worden (vermutlich als Hühnerfutter), auch allerhand Gemüse, sogar Runkeln, wurden von diebischer Hand „geerntet", wo andere gesät haben.

Ein Schelm machte sich die helle Mondnacht zunutze, um Kartoffeln zu stipitzen. Als er sich mit dem gefüllten Sack davonmachen wollte, merkte er plötzlich, daß er verfolgt wurde. Da ging es ihm heiß über den Rücken. Rasch warf